



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und gedrückt. An einer Wegscheide reichte er mir die Hand, sah mich liebevoll an, dankte mir in herzlichen Worten für meine Gesellschaft, und so schieden wir. Nach einigen Schritten wandte ich mich noch einmal nach ihm um; da stand er, mir nachblickend, und winkte mit der Hand. Wie hätte ich diesem innerlich Reichen etwas schenken können? —

Als ich nach manchen Jahren in einer stillen Abendstunde mit Entzücken wieder einmal Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann“ las, da plötzlich sah ich vor mir wie in lebendiger, leibhafter Gegenwart die Gestalt des guten Jenz Petersen aus Tondern: sein dürftiges Gewand, seine vom Dornestrüpp zer-rissenen Hände, seine geröteten Augenlider, seine klaren blauen Kinderaugen — freundlich schien er mir zuzunicken. Und ich gedachte des Wortes, mit dem Gottfried Keller Kern und Wesen jener Meisternovelle getroffen hat: „die Gewalt der absolut reinen Seele über die Welt“.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 20. Dezember 1909

(Die Reden des Reichskanzlers. Staatssekretär Delbrück und der Arbeits-nachweis. Noch einmal die Mannesmann-Angelegenheit. Die Einigung der Links-liberalen. König Leopold von Belgien +.)

Zu Beginn der letzten Woche hat der Reichskanzler noch ein drittes mal das Wort ergriffen, um über Elsaß-Lothringen zu sprechen. Er tat dies in einer so vortrefflichen Weise, daß er warmen Beifall auch da fand, wo er ihm bei seiner ersten Rede versagt geblieben war. Die drei kurzen Reden des Kanzlers während der zehntägigen Arbeit des Reichstags vor Weihnachten stellen also eine aufsteigende Linie dar. Brachte die erste Rede auf der einen Seite Enttäuschung, auf der andern Seite eine kühle, nur durch die Parteitendenz etwas belebte Aufnahme, so fand die zweite mit ihren klar formulierten Erklärungen zur auswärtigen Politik schon auf-richtiger Zustimmung, und die dritte kann getrost als ein rednerischer Erfolg be-zeichnet werden. Diese Steigerung gibt vielleicht den Schlüssel zu der ganzen Auf-fassung des Herrn von Bethmann Hollweg von der Eigenheit seiner jetzigen Stellung. Er wird seine guten Gründe zu dieser Drittelung seiner ersten Mitteilungen an den Reichstag gehabt haben. Er war sich wahrscheinlich völlig darüber klar, daß seine allgemeinen Auseinandersetzungen über die Lage und über die Unmöglichkeit, in der nächsten Zeit ein umfassendes, die Parteien festlegendes Programm aufzustellen, zunächst auf steinigem, unfruchtbarem Boden fallen würden. Er löste diesen unerfreulichen, aber doch nun einmal unumgänglichen Teil seiner parlamentarischen Pflicht von dem übrigen ab und ließ das Unwetter gekäuschter Erwartung und nervöser Ge-reiztheit über sich ergehen. Und auch bei der zweiten Aufgabe war ihm vielleicht noch nicht ganz wohl zumute, wenn er sich ihrer auch mit Geschick entledigte. Bei diesem erstenmal, wo er unter der besondern Aufmerksamkeit der gesamten politischen Welt über auswärtige Politik zu sprechen hatte, fühlte er sich wohl noch geniert durch die Notwendigkeit, einerseits sich orientiert zu zeigen, andererseits die leicht zu mißdeutende Pose des erfahrenen Meisters zu vermeiden. Erst nach Erledigung dieser beiden Aufgaben, die den Charakter von „Debuts“ hatten, sah sich Herr von Bethmann Hollweg frei, um an einem dritten Thema den erfahrenen Staatsmann mit festen

Zielen zu zeigen. Und wir wollen hoffen, daß die offenbare Abneigung des neuen Reichskanzlers gegen weitumfassende Auseinandersetzungen und rednerische Kunststücke ihn nicht hindern wird, doch mit der Zeit dem Reichstag und der Öffentlichkeit das Bild einer festumrissenen Persönlichkeit zur Anschauung zu bringen, wie es sich schon aus seinem vergangnen Wirken herauszuheben schien, und wie es jedenfalls das Amt des Kanzlers in erhöhtem Maße fordert. Man muß sich übrigens besonders hüten, in dieser Frage zu schnell zu urteilen und den unbefangnen Blick zu verlieren. Wir hoben schon neulich hervor, daß Herr v. Bethmann Hollweg den strengkonservativen Anschauungen, denen der konservative Parteitag eine neue Festigung gebracht hat, und die in dem häufigen Zusammengehn mit dem Zentrum nichts Bedenkliches finden, sicherlich um ein gutes Stück nähersteht als sein Vorgänger. Es ist nur zu natürlich, daß der ehemalige Verwaltungsbeamte seine politischen Anschauungen unter ganz andern Eindrücken und Einflüssen gebildet hat als der Diplomat, der seine politische Bekehrzeit in den großen Zentren der europäischen Politik durchmachte. Aber man darf in diesen Folgerungen nicht zu weit gehn. Konservative und Zentrum schmieden jetzt das Eisen, solange es heiß ist; ihre Presse unterstreicht jeden Eindruck, der dahin gedeutet werden kann, daß der neue Kanzler ihr Mann ist. Alles, was Herr von Bethmann Hollweg zufällig anders macht als Fürst Bülow, wird liebevoll hervorgehoben, nicht ohne kleine geringfügige Ausfälle gegen diesen, und andrerseits verwischt man nach Möglichkeit den Eindruck der Tatsache, daß sich die Führer der Liberalen wohl gehütet haben, eine grundsätzlich oppositionelle Rolle gegen die neue Regierung aufzunehmen. Demgegenüber hat Herr v. Bethmann Hollweg zweifellos ein Recht, so genommen zu werden, wie er sich selber gibt, nicht wie er zu Parteizwecken gemalt wird. Seine Weigerung, in die gegenwärtige schwierige Lage mit einem die Geister so oder so scheidenden Programm hineinzuspringen, braucht nicht notwendig auf eine grundsätzliche oder dauernde Neigung zu bürokratischen Methoden oder gar zum „Fortwursteln“ zurückgeführt zu werden. Mit andern Worten, es besteht nicht die geringste Notwendigkeit, alles, was der Kanzler im Augenblick für richtig gehalten hat, als die Signatur seines gesamten künftigen Wirkens zu betrachten.

Von besonderm Interesse war in diesen Tagen auch das erste Auftreten des frühern preussischen Handelsministers Delbrück in seiner neuen Eigenschaft als Staatssekretär des Innern, also als Nachfolger des jetzigen Reichskanzlers in seinem bisherigen Amte. Die Interpellation wegen des Arbeitsnachweises, der von dem Bechenverband im Ruhrkohlengebiet eingerichtet worden ist und einen erbitterten Ansturm der Sozialdemokratie sowie auch der andern Arbeitervertretungen hervorgerufen hat, gab den Anlaß dazu. Der Staatssekretär hatte die Forderung, sich von Reichs wegen für einen paritätischen Arbeitsnachweis einzusetzen, abgelehnt. Nun wurde er auf dem Wege der Interpellation heftig angegriffen, und besonders Friedrich Naumann bot seine ganze faszinierende, auf diesem Gebiete besonders wirksame Beredsamkeit auf, um den Groll und die Enttäuschung zu malen, die diese vermeintliche Rückständigkeit der verantwortlichen Stelle für die Sozialpolitik des Reiches hervorgerufen hatte. Staatssekretär Delbrück zeigte sich dieser Lage durchaus gewachsen. Er begegnete dem Sturm mit der größten Ruhe und Sicherheit und führte den eindringlichen Nachweis, daß es sich von seiner Seite keineswegs um Gegnerschaft gegen den paritätischen Arbeitsnachweis handelte, daß aber die Verhältnisse noch nicht reif seien, um ohne schwere wirtschaftliche Schäden und ohne Ungerechtigkeit diese Einrichtung durchzuführen. Die Koalitionsfreiheit bestehe nicht nur für die Arbeitnehmer, sondern auch für die Arbeitgeber; das müsse der Staat respektieren, und erst wenn auf beiden Seiten das Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen gereift sei, werde die Zeit gekommen sein, wo der paritätische Arbeitsnachweis mit wirklichem Nutzen für die Arbeiter eingeführt werden könne.

Konnte der Staatssekretär des Innern auf einen entschiednen Erfolg seines Auftretens zurückblicken, — soweit natürlich in der Erörterung solcher schwebenden Streitfragen von einem Erfolg überhaupt gesprochen werden kann —, so schien es, als ob der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr v. Schoen, ein weniger günstiges Ergebnis gehabt habe. Das kam weniger im Reichstag selbst zum Ausdruck als in der nationalen Presse, die sich wegen der Erörterungen über die Angelegenheit der Gebrüder Mannesmann größtenteils stark verstimmt zeigte. Es will uns aber scheinen, als ob hier ein gründliches, allerdings von Herrn v. Schoen durch einige rednerische Entgleisungen nicht ganz unverschuldete Mißverständnis obwalte. Die Gebrüder Mannesmann sind treffliche Deutsche und um das Deutschtum in Marokko hochverdient, sie sind aber auch, zumal da sie nicht ausschließlich mit eigenem Kapital wirtschaften, durch und durch Kaufleute, was in keiner Weise einen Vorwurf ausdrücken soll, wohl aber besagt, daß sie eben jedes legitime Mittel anwenden, das ihre Geschäfte fördern kann, und jeden Druck ausbieten, der diese Mittel wirksam zu machen verspricht. Unter den Mitteln, mit denen die genannten Herren ihre Minenkonzeßion in Marokko erworben und verteidigt haben, sind zweifellos einige, die politisch anfechtbar sind. Freilich besteht die Konzeßion nach den Gutachten hervorragender Rechtsgelehrten anscheinend formal zu Recht, aber das kann politisch nicht entscheidend sein, weil die deutsche Regierung früher unter gleichen Verhältnissen erworbne französische Rechte tatsächlich angefochten hat, und weil die Rechtsgrundlage denn doch zu schmal ist, um ihretwegen unter Umständen die ganze Marokkofrage in wesentlich ungünstigerer Stellung wieder aufzurollen. Deshalb sollte die Sache auf dem Wege der freundschaftlichen Verhandlung und Verständigung im Interesse der Herren Mannesmann gefördert werden. Diese suchten nun aber, gestützt auf ihre Rechtsgutachten, durch den Reichstag einen Druck auf die Regierung auszuüben. Somit war Herr v. Schoen genötigt, die Differenzen zwischen der Auffassung des Auswärtigen Amtes und der Gebrüder Mannesmann öffentlich zu erörtern, und der Grundgedanke, dies möglichst schonend und ohne Gefährdung des Hauptzwecks, nämlich der Wahrung der Mannesmannschen Interessen, zu tun, ist es gerade gewesen, der den Eindruck hervorgerufen hat, als ob das Auswärtige Amt im Begriffe stehe, die Interessen dieser deutschen Reichsangehörigen preiszugeben oder mindestens sehr schwächlich zu vertreten. Das ist in Wahrheit keineswegs die Absicht gewesen.

In der letzten Woche ist in unsrer Parteientwicklung ein Vorgang zu verzeichnen, der den entscheidenden Schritt zur Einigung der drei linksliberalen Parteigruppen bedeutet. Der Zusammenschluß der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei zu einer einzigen Partei ist in der Hauptsache erfolgt. Die neue Organisation soll den Namen „Deutsche Freisinnige Volkspartei“ führen. Ihre Vertreter im Reichstage werden dadurch wieder zu einer ansehnlichen Fraktion, die an Zahl den Nationalliberalen fast gleichkommt. Schwer genug ist diese Einigung zustande gekommen, obwohl man sagen mußte: wenn die Linksliberalen jetzt noch nicht die Notwendigkeit dieses Schritts begriffen hätten, so wäre an ihnen Hopfen und Malz verloren. Wie der Charakter der neuen Partei in ihrer Einheit zu deuten ist, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Manche sprechen von einem Rechtsabmarsch, andre weisen darauf hin, daß die radikalsten Punkte der bisherigen Teilprogramme unverändert übernommen worden sind. Es scheint in der Tat nicht, als ob die Ziele der Partei irgendwie andre geworden seien, als von der Vertretung der bürgerlichen Demokratie zu erwarten ist. Aber ein Korn Wahrheit liegt in dem, was man einen „Rechtsabmarsch“ genannt hat. Unre bürgerliche Demokratie scheint in taktischer Beziehung endlich einmal etwas zugelehrt zu haben; es ist der erste Ansatz zu der Hoffnung, daß sie den rein negativen, unfruchtbaren Charakter überwinden wird, den sie

von der Zeit des preußischen Verfassungskonflikts bis zum Tode Eugen Richters „unentwegt“ bewahrt hatte.

Nur einiger Fragen und Ereignisse sei kurz gedacht, die in diesem Rahmen erwähnt werden müssen. Der mecklenburgische Landtag ist geschlossen worden, nachdem der Versuch zur Einführung einer modernen Verfassung wiederum gescheitert ist. Das wird auch im Reichstag Anlaß zu einer Verhandlung geben, da eine Interpellation eingebracht worden ist. In Oberschlesien wird die Strafverurteilung einiger Lehrer in Kattowitz, die bei Kommunalwahlen für polnische Kandidaten gestimmt haben, als Anlaß benutzt, um einen neuen Vorstoß gegen die preußische Polenpolitik womöglich auch im Reichstag in Szene zu setzen. Dieser Tage ist auch der frühere Kultusminister Holle nach langem Leiden gestorben. *Patriae inserviendo consumptus!* hieß es treffend in seinem Nachruf. Es ist um so mehr Ehrenpflicht, seiner zu gedenken, als das Schicksal es gesüßt hat, daß die Verhältnisse in dem Amte, dem er seine letzte Lebenskraft geopfert hat, kaum Gelegenheit geben, den Verdiensten dieses hochbegabten Beamten ganz gerecht zu werden.

Unter den Toten der letzten Woche steht obenan König Leopold der Zweite von Belgien. Es ist nicht nötig, hier zu wiederholen, was in allen Tagesblättern reichlich und überreichlich erörtert worden ist. Ob es wahr ist, was von ihm gesagt wird, daß er an der Spitze eines großen Staats ein wahrhaft großer Regent gewesen wäre? Das scheint doch wohl etwas zu viel gesagt zu sein. Der Sohn des vielgewandten ersten Belgierkönigs, von mütterlicher Seite der Enkel Louis Phillips, vereinigte allerdings in wunderbar charakteristischer Weise die eigentümlichen Eigenschaften der Koburger und der Orleans. Diese Mischung bedeutet die Potenzierung einer Reihe von Eigenschaften, die zwar nicht einen großen, wohl aber einen bedeutenden und erfolgreichen Herrscher ausmachen, und andern, menschlich höchst unhympathischen Charakterzügen. Ein außerordentlich anpassungsfähiger und wandlungsfähiger Sinn für das Wesentliche, durchdringende Klugheit, strupelloser Geschäftssinn, starke Willenskraft, ein gewisser Zynismus und kalte Menschenverachtung scheinen die Hauptzüge dieses Charakterbildes zu sein. Das ist alles nicht geeignet, für diesen Herrscher zu erwärmen, und doch nötigt das Lebenswerk dieser scharfumrissenen Persönlichkeit von nicht gewöhnlicher Bedeutung den Beobachter zur Bewunderung. Einen Platz im Herzen seines Volkes wird dieser König schwerlich behalten, in der Geschichte hat er sich seinen Platz erobert.

Das Schicksal der Dresdner Gemäldegalerie. Beschäftigte Zeitungen haben schon die Nachricht verbreitet, der hochverdiente Direktor der Dresdner Gemäldegalerie, Karl Woermann, wolle sich demnächst von seiner langjährigen Wirksamkeit zurückziehen. Zuerst schien es, als seien geistliche Umtriebe ungeduldiger Streber dabei im Spiel, die es nicht erwarten können, sich selber auf den Schauplatz zu drängen. Doch Eingeweihte durften schon der traurigen Botschaft glauben, daß die Aussichtslosigkeit aller Vorschläge zur Erweiterung der Galerieräume und zur Umgestaltung des Ganzen, das mittlerweile hinter andern Museen zurückgeblieben war, auch diesen großdenkenden Mann veranlassen werde, das Amt niederzulegen, dem er die Erträgnisse seines arbeitsreichen Lebens und seine besten Kräfte gewidmet hat. Was? bei uns im Königreich Sachsen keine Zuversicht mehr auf Durchführung zeitgemäßer Fortschritte? Das käme doch wohl nur durch die gegenwärtige Finanzlage, bei der man die Gemäldesammlung und andre Kunstangelegenheiten des Landes am ehesten ungestraft zurückschieben zu dürfen wähnt. Aber der Zustand dauert schon zu lange, um ihn vorübergehenden Schwierigkeiten beizumessen. Es muß also der Mangel an Verständnis für den unberechenbaren Bildungswert dieser Kunstschatze sein, die nur im modernen Sinne frei gemacht und ausgebreitet zu werden brauchten, um endlich dem ganzen Lande als Quelle

gediegnen Geschmacks und künstlerischen Fortschritts zugute zu kommen, wie wir es heute verlangen, und wie es den sächsischen Produzenten so dringend not tut, um auf dem Weltmarkt ebenbürtig aufzutreten. Gibt es denn keine sachverständigen Berater der Krone, die gehört werden müssen, wenn es sich um eine so ernste Frage fernern Gedeihens handelt wie hier?

Doch nicht genug mit dem bevorstehenden Verlust eines leitenden Sachvertreters wie Woermann — jetzt verbreitet sich das Gerücht, daß man drauf und dran sei, ihn durch einen Anfänger zu ersetzen, einen jungen Neuling, der den vorgelegten Behörden gefügig, keine unbequemen Forderungen stelle, die man dem langbewährten und weitbekannten Kunsthistoriker doch auf die Dauer nicht abschlagen kann, zumal da sie nur allzu berechtigt sind und von jedem Sachkundigen als dringend anerkannt werden.

Ein junger Anfänger als Nachfolger Woermanns in Dresden! der Gedanke schon wird nicht allein die Gesamtheit der Fachgenossen empören, sondern auch alle Besucher der herrlichen Sammlung, die sie jemals mit Woermanns Katalog in der Hand durchwandert haben. Was aufopfernde Hingebung hier zusammengetragen hat an Ergebnissen-unausgesetzter Forschung, soll unerfahrenen Händen ausgeliefert werden, die nichts Eiltigeres zu tun haben, als die reifen Früchte des Vorgängers preiszugeben. Denn — da ein Jahrzehnt unbeweglicher Beschränkung bevorsteht — wo soll sich die junge Kraft sonst betätigen? — sie verfällt auf Neuerungen im vorhandenen Bestande und stürzt die bewährten Erkenntnisse über den Haufen, wie wir das anderswo erlebt haben. Das nennt sich dann Großtaten und Verdienste der neuen Generation. Woermanns Rücktritt bedeutet einen unerseßlichen Verlust an Kennerchaft und Wissen, die sich unter besonders günstigen Lebensumständen in ihm zusammenfanden, da er wie selten einer Gelegenheit gehabt und genommen hat, alle öffentlichen Sammlungen Europas zu durchforschen, mit allem irgend zugänglichen Privatbesitz den Verkehr immer wieder zu erneuen. Meint man denn wirklich, seine Stelle sei durch einen beliebigen andern Beamten auszufüllen, der wohl die technischen Arbeiten der Katalogisierung und die Obliegenheiten des Galeriedienstes allesamt erlernt haben mag, aber von solcher Kennerchaft und solchem Wissen unmöglich schon viel besitzen kann? Es reicht auch nicht aus, wenn sich jemand in irgendeinem deutschen Wirkungskreise, einer Provinzialverwaltung oder einem unsrer Kleinstaaten sonst ehrlich und eifrig umgetan hat, die Denkmäler kennen zu lernen und die Kunstsammlungen zu organisieren. Gerade die Dresdner Galerie stellt andre Ansprüche und verlangt nach der Herkunft ihrer Schätze und der Art ihrer Zusammensetzung ganz andre Eigenschaften von ihrem wissenschaftlichen Leiter. Da genügt nicht die notdürftige erste Weihe durch flüchtige Besuche im Ausland; da hilft kein Handauslegen eines andern noch so gerühmten Museumsdirektors, kein noch so kräftiger Segen eines fremden Oberhirten. Die Anschauung will selber erworben, die Erfahrung des Blickes selber gesammelt sein. Mit dem Nachplappern eines Kennerjargons ist es ebensowenig getan wie mit dem Einblick in den Bilderhandel und die Fälscherkünste. Wer noch nicht Jahrzehnte hindurch in unserm internationalen Kunstbesitz zu Hause ist und viele Pilgerfahrten an die Hauptsammelstätten hinter sich hat, der ist für Dresden nicht der rechte Mann. Wie sollte er sonst wohl Woermanns Spuren einigermaßen nachzugehen vermögen oder seine Wege weiter zu verfolgen imstande sein? Und erst auf Grund einer umfassenden Bekanntschaft solcher Art wird sich auch die organisatorische Tätigkeit zugunsten einer Galerie entwickeln lassen, deren ausgeprägt internationaler Charakter so weltbekannt dasteht. Wer unsre Dresdner Gemälde richtig aufstellen und in das beste, für sie erreichbare Licht setzen will, der muß mit der Atmosphäre vertraut sein, aus der sie herkommen, das heißt mit den Raum- und Licht- und Luftverhältnissen der verschiedensten Länder, ihrer Kirchen und Paläste, ihrer Rathäuser und Wohnungen. Er muß vor allen Dingen die heimischen Bedingungen der flämischen und holländischen Kunst ebenso an sich

selber erlebt haben wie die der italienischen Renaissance und ihrer großartigen Weiterbildungen in Barock und Rokoko, die gerade hier so ausgiebig und lehrreich vertreten sind wie nirgend anders in Deutschland.

Wenn an so bevorzugter Stätte eine ungeschickte und leichtfertige Wahl auf ein Menschenleben hinaus das Schicksal entschiede, so würde das der fahrlässigsten Veruntreuung höchster Werte unsrer Bildung gleichkommen, die kein Minister, und möge er heißen, wie er wolle, an dieser Erbschaft Sachsens begehren darf. Falls sich die Hiobspost aus Dresden bestätigen sollte, so wird sich im ganzen Land ein Sturm der Entrüstung erheben und in allen Gauen des Deutschen Reiches und weit hinaus bei allen gebildeten Nationen seinen Widerhall finden. Die berufenen Vertreter der sächsischen Stände haben zunächst die Pflicht, uns vor solchem Mißgriff und seinen unausbleiblichen Folgen zu bewahren.

Leipzig

August Schmarsow

Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Der bei Gustav Fischer in Jena erscheinenden dritten Auflage des monumentalen Werkes zweiter Band ist nun endlich fertig geworden. Da wir einiger Artikel schon beim Erscheinen der einzelnen Lieferungen gedacht haben, wollen wir nur erwähnen, daß sich unter den neu hinzugekommenen auch ein sehr ausführlicher über Besoldung und Besoldungspolitik befindet, und bei dem umfangreichen (126 Seiten) Artikel „Bevölkerungswesen“ einen Augenblick verweilen, den fünf Autoren bearbeitet haben: Rauchberg, Znama-Sternegg (dieser ist vor einigen Monaten gestorben), Eduard Meyer, Lexis und Elster. Die Gliederung ist dieselbe geblieben. Im ersten Hauptabschnitt des ersten Teils (Bevölkerungst Statistik der neuesten Zeit) hat sich natürlich seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1891) vieles geändert, sowohl in den Gesamtzahlen wie in der Verteilung der Bevölkerung auf große, mittlere, kleine Städte und Dörfer. Die Angaben über die mittelalterliche Bevölkerung sind durch Benutzung der neuesten Forschungen vermehrt, hier und da auch berichtigt worden. So zum Beispiel war in der ersten Auflage die Einwohnerzahl des mittelalterlichen Lübeck nach Pauli auf 70 000 bis 80 000 angegeben worden; nach einer Berechnung W. Reiskners, der die Steuerlisten zugrunde legt, hat sie in einem Jahre 22300, in einem andern 23672 betragen. Neu hinzugekommen ist ein Abschnitt über Polen. Die Anmerkung über die falschen Vorstellungen von der antiken Sittenverderbnis auf Seite 906 hat schon in der ersten Auflage gestanden; ich erwähne sie jedoch, weil ich, ehe ich sie gelesen hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten in den Grenzböten dasselbe gesagt habe. Auf Seite 912 ist in der zweiten Spalte ein kleines Versehen passiert. Aus der ersten, 1891 erschienenen Auflage ist unverändert der Satz herübergenommen worden: „Rom hat in der Kaiserzeit ungefähr dieselbe Bevölkerung gehabt wie London zu Ende des vorigen Jahrhunderts.“ Es muß natürlich heißen „vorvorigen“. Der Abschnitt über die Technik der Statistik der Bevölkerungsbewegung ist bereichert worden um synoptische Übersichten der Individualangaben über Geburten und Eheschließungen. Im dritten, aus fünf Haupt- und sieben Unterabschnitten bestehenden Teile: „Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik“ spielt natürlich der Malthusianismus eine Hauptrolle. Unter seinen Kritikern werden diesmal auch Conrad, Philippovich und Dieckel angeführt, und es wird die Ansicht des neuesten entschiednen Gegners der malthusianischen Lehre, Franz Oppenheimers, ausführlich dargelegt sowie die durch Oppenheimers Buch angeregte Darstellung des Bevölkerungsgesetzes von Julius Wolf. Außerdem werden die Bevölkerungstheorien von F. Prünzing und Paul Mombert erwähnt. Die Tabellen, die über die Bevölkerungsbewegung der letzten Zeit Auskunft geben, sind bedeutend vermehrt worden. In den Schlußbetrachtungen schreibt Ludwig Elster unter andern: „Durch die Gesetzgebung und Politik der Regierungen kann auf diesem Gebiete direkt nur wenig, wenn überhaupt etwas erreicht werden; wohl

aber ist durch die Hebung der Lebenshaltung der untern Klassen, durch eine Steigerung des Kulturniveaus zu erhoffen, daß einer (relativen) Übervölkerung mit ihren Notständen mehr und mehr begegnet werden kann.“

E. J.

Asiatische Religionen. Bei der heutigen immer enger werdenden bald freundlichen, bald feindlichen Berührung Europas mit dem Orient mehrt sich die Zahl derer, die das Leben und Treiben, die Sitten und Anschauungen, die Denkungsart und Gefühlswelt der asiatischen Völker genau kennen müssen, und da diese Völker noch durchaus religiös sind, die Religion aber dort, wo sie nicht bloß äußerer Schein ist, mit der Sprache zusammen das innerste Wesen der Volksseele am treuesten und umfassendsten widerpiegelt, so ist eine Sammlung von Urkunden der wichtigsten Religionen heute ein Bedürfnis. Bearbeitungen des Inhalts der heiligen Bücher leisten nicht dasselbe, weil man bei ihnen nie genau weiß, wie weit irgendeine Tendenz des Verfassers die Darstellung beeinflusst; nicht zu reden von den zahlreichen kleinen populären Religionsgeschichten, die gar nicht aus den Quellen, sondern aus Darstellungen, womöglich zweiter Hand, schöpfen. Ein nützliches Buch der obenbezeichneten Art hat (bei F. C. W. Mohr in Tübingen, 1908) A. Bertholet in Basel herausgegeben: Religionsgeschichtliches Lesebuch. Darin ist das Wichtigste aus den heiligen Büchern der vier großen orientalischen Religionen von bewährten Spezialisten, darum in zuverlässiger Übersetzung, zusammengestellt und mit kurzen Einleitungen versehen worden. Professor Dr. Wilhelm Grube hat die Religion der alten Chinesen, Professor Dr. Karl E. Geldner den Vedismus und Brahmanismus und die zoroastriische Religion, Professor Dr. M. Winternitz den Buddhismus, Professor Dr. A. Mez den Islam behandelt. Der Herausgeber setzt sich in einer schönen „Einführung“ mit der Behauptung Harnacks auseinander, niemand könne die Religion eines Volkes verstehen, der nicht seine Geschichte und seine Sprache aus dem Grunde kenne. Demnach könnten nur Sinologen die chinesische, nur Sanskritgelehrte die indische, nur die Kenner der semitischen Sprachen die semitischen Religionen verstehen. Bertholet meint nun, auch gute Übersetzungen vermöchten das Verständnis zu vermitteln. Gute Übersetzungen, das bedeute nicht etwa sprachlich schöne, sondern sinnetreue. An solchen fehle es aber, auch Otto Pfeleiderer habe für sein Buch „Religion und Religionen“ eine schlechte Übersetzung des Tao-teh-King benutzt. Diesem Mangel soll nun eben das vorliegende Werk abhelfen. — Die Bibel braucht sich vor diesen Texten nicht zu schämen; nur blinde Voreingenommenheit oder ein schlechter Geschmack oder völlige Unbekanntschaft mit ihr — die meisten der Leute, die auf die Bibel schimpfen, haben sie nicht gelesen — kann verhindern, daß sie hoch über jenen allen steht. Es gibt nun aber bekanntlich heute viele, die an einem oder zweien jener drei Mängel oder an allen dreien leiden, und von denen die einen, bloß aus Haß gegen das Christentum, die orientalischen Religionen über dieses erheben, die andern aber aus jenen trüben Quellen schöpfen, um ihren Durst nach religiöser Erquickung zu stillen. Eine Gruppe der zweiten Sorte nimmt Dr. Theodor Simon vor in seinem guten Büchlein: „Das Wiedererwachen des Buddhismus und seine Einflüsse in unsrer Geisteskultur.“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1909.) Er schildert den Einfluß, den der Buddhismus auf Schopenhauer, Richard Wagner und Eduard von Hartmann und durch sie auf ihre Zeitgenossen geübt hat, und berichtet über die Versuche buddhistischer Gemeindebildung, die sich in zwei verschiedenen Formen bewegen. Den reinen Buddhismus will die „Buddhistische Gesellschaft für Deutschland“ verwirklichen, die ihren Sitz in Leipzig hat und im Ernste an die Gründung eines buddhistischen Mönchsklosters in Deutschland denkt; einige Mitglieder leben als buddhistische Bettelmönche in Hinterindien. Weit mehr Adepten zählt die andre Form, die der von Frau Blavatsky und dem Obersten Dcott organisierten Theosophen. Daß die vielseitig begabte Dame, die mit ihren Wunderkünsten blendete — sie

ist 1891 gestorben —, als Taschenspielerin entlarvt wurde, hat ihre Gläubigen nicht irre gemacht. Simon schreibt unter anderm sehr richtig: „Was Schopenhauer im Christentum als dessen innere Wahrheit schätzte, war das, was es ihm mit dem Buddhismus gemein zu haben schien. Nießche lebte in der gleichen Täuschung, und was er mit Haß und Spott verfolgt, ist gar nicht das Christentum, sondern ist Buddhismus.“

C. J.

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Viertes (Schluß-) Band. Mit zwei Bildertafeln, der Nachbildung eines Briefes (Kaiser Wilhelms), zwei Skizzen im Text und vier Kartenbeilagen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1907. X und 566 Seiten. Dieser Schlußband des hochinteressanten Werkes (siehe Grenzboten 1905, II. 569 ff. und 1906 III, 237 ff.) ist fast ganz dem Kriege von 1870/71 gewidmet und einer der allerwichtigsten Beiträge zu seiner Geschichte. Denn als Kommandeur der Gardeartilleriebrigade nahm Prinz Hohenlohe eine wichtige leitende Stellung ein. An allen großen Aktionen der Garden hatte er deshalb einen entscheidenden Anteil: bei St. Privat und Sedan wie vor Paris, und endlich kommandierte er die gesamte Belagerungsartillerie, die binnen drei Wochen die Miesensfestung zur Ergebung zwang, seine größte Leistung und der Höhepunkt seines Lebens. Seine Erzählung beschränkt sich durchaus auf das, was er selbst erlebte, aber er schildert auch alles, was er sah, und verwandelt die Darstellung militärischer Vorgänge nicht in die Beschreibung eines Schachspiels, sondern zeigt uns auch hier die lebendigen Menschen bei ihrer Arbeit, die Armee in allen ihren Schichten auf dem Marsche, im Gefecht, im Lager, im Lazarett, in Freuden und Leiden so klar und mit so reger eigener Teilnahme an dem allen, daß er seinen Lesern nicht nur eine Reihe von reichen, belebten Bildern darbietet, sondern sie auch zu warmer Teilnahme mit fortreißt. Das wird noch gehoben durch eine Menge einzelner Charakterbilder. Seinem kommandierenden General, dem viel verkannten und getadelten Prinzen August von Württemberg, hat er ein schönes Denkmal gesetzt, aber auch der königliche Kriegsherr, dem er einst so nahegestanden hatte, tritt uns in zahlreichen kleinen Zügen sympathisch entgegen. Viel Neues, Unbekanntes bringt er sachlich nicht, aber er gestaltet das Bild des Krieges reicher und berichtigt hier und da aus voller Sachkenntnis heraus und mit vornehm abwägender Gerechtigkeit so manches landläufige Urteil. So erklärt er den übrigens vom Prinzen Friedrich Karl gebilligten unglücklichen ersten Angriff der Garden auf St. Privat am 18. August aus der Ansicht, daß das Dorf nur schwach besetzt und der Feind schon im Begriff sei, es zu räumen, die schweren Verluste aus der Unkenntnis von der Tragweite der Chassepots. Vor Paris gehörte er natürlich zu der Partei der „Schießler“, sah also seinen Hauptgegner in Blumenthal, dem Generalstabschef des Kronprinzen, aber er würdigt ganz unbefangen die sachlichen Gründe für die Verzögerung der Beschießung: die Schwierigkeit, bei der mangelhaften und anfangs unterbrochnen Bahnverbindung die umfanglichen Munitionsvorräte so zur Stelle zu schaffen, daß keine Pause in der Beschießung eintreten müsse, weil der Feind eine solche zur Ausbesserung seiner Schäden benutzen, also die Wirkungen des deutschen Feuers wieder aufheben werde, und die Erwägung, daß, solange noch ein Angriff der französischen Provinzialheere auf die deutsche Zernierungslinie möglich sei, der deutsche Geschützpark gefährdet bleibe; jene Möglichkeit aber wurde erst Anfang Dezember beseitigt. Ja er findet schließlich, die Verzögerung im Beginn der Beschießung sei sogar vorteilhaft gewesen, weil der Feind sie gar nicht mehr erwartet habe, also überrascht und demnach unvorbereitet gewesen sei. Dem Berichte über jede größere kriegerische Aktion pflegt er überhaupt eine ausführliche freimütige Kritik des Verlaufs hinzuzufügen und seine Schlüsse für die Zukunft aus den gemachten Erfahrungen zu ziehen. Den Schluß des Bandes bildet eine interessante

Schilderung seiner Reise nach Rußland im Gefolge des Prinzen Friedrich Karl und des Prinzen August von Württemberg zum Feste des Georgsordens in Petersburg im Dezember 1871. Seine letzte dienstliche Tätigkeit entfaltete der Prinz seit 1873 als Kommandeur der zwölften Division und als Generalleutnant in Reife, wo er seine reichen kriegerischen Erfahrungen praktisch und theoretisch eifrig verwertete. Im November 1879 wurde er mit einem gnädigen Handschreiben des Kaisers aus Gesundheitsrücksichten zur Disposition gestellt, behielt aber seine Stellung als Generaladjutant bei und siedelte nach Dresden über, wo er sich 1880 eine Häuslichkeit gründete. Unausgesetzt als militärischer Schriftsteller tätig, vor allem (seit 1883) an seinen Memoiren, erlag er hier einem längern innern Leiden am 16. Januar 1892, nachdem er kurz zuvor sein 65. Lebensjahr vollendet hatte (geboren 2. Januar 1827). Eine Skizze seines Lebens bietet auch die Allgemeine Deutsche Biographie in ihren Nachträgen (55. Band, 444 ff.). Das beste Denkmal aber hat er sich selbst in seinen Aufzeichnungen gesetzt, ein trefflicher Typus des deutschen Offiziers, als ein Mann von weitem Blick, eiserner Willensstärke, vorzüglicher Beobachtungs- und Darstellungsgabe, tiefer Menschenkenntnis, warmem Gemüt und Sinn für Humor, als ein wahrhaft vornehmer Charakter. *

Der neueste Büchmann (24. Auflage, bearbeitet von Bogdan Krieger; Berlin, Haude und Spener, 1910) hat einen Vorzug vor den letzten Auflagen unbedingt voraus, den der größern Folgerichtigkeit. Der neue Herausgeber stellt sich wieder mit Entschiedenheit auf den Standpunkt des Begründers dieser Sammlung und tut offenbar recht daran. Gerade auf dem Innehalten der selbst gesteckten Grenzen beruht ja die Eigenart des Buches. Darauf wurde in der Anzeige der letzten Auflage ausdrücklich hingewiesen. Mit der Anerkennung dieses Grundgesetzes mußte mancherlei aus der bunten Stoffülle, das in den letzten Jahrzehnten angehäuft worden war, preisgegeben oder wesentlich gekürzt werden. Das ist mit Umsicht geschehen. Daß einiges gleichwohl zu Unrecht noch seinen Platz behauptet, hat der Herausgeber selbst gefühlt und ist bei der Schwierigkeit solcher Auscheidung verständlich.

So dankbar aber die angestrebte Konzentrierung zu begrüßen ist, so soll damit natürlich keineswegs gesagt sein, daß der Begriff des Geflügelten Wortes im Büchmannschen Sinne sich etwa mit dem des Zitats schlechthin deckt. Im Gegenteil ist dieser entschieden umfassender, und deshalb haben verwandte Sammlungen, die meist ihre Grenzen weiter ziehen, eben weil sie das für Büchmann charakteristische, an sich aber sekundäre Moment der Nachweisbarkeit des Ursprungs nicht als bindend anerkennen, auch neben diesem Werk ihre volle Daseinsberechtigung. So bedeutet der Mehrsche Zitatenschatz zum Beispiel eine brauchbare Ergänzung, weil er sehr vieles bietet, was man im Büchmann nicht findet, oder durch die Art der Darstellung auch manches gemeinsame Gut neu beleuchtet. Ähnliches gilt von andern Büchern solcher Anlage, soweit sie selbständigen Wert haben, wie von Lipperheides Spruchwörterbuch oder meinem Historischen Schlagwörterbuch.

Abgesehen von den Kürzungen, bietet der neue Büchmann auch sonst ein vielfach verändertes Bild. Mit größerer Energie als vordem ist auf die zeitliche Ordnung der Artikel gesehen worden, sodaß sich mannigfache Umstellungen nötig machten. Die Parallelen sind aufs Notwendigste reduziert, und neben der Vorgeschichte wird nur vereinzelt noch ein Blick auf die Nachblüte der Ausdrücke geworfen. Hier kann man zweifeln, ob dieser Verzicht immer das Richtige getroffen hat. Mir scheint der Bearbeiter in dieser Beziehung des Guten fast zuviel getan zu haben. Im einzelnen wird manche willkommene Berichtigung gespendet. So wird der umstrittene „Bruder Studio“ jetzt schon bei Luther (1542) belegt, die Wendung: Ad maiorem Dei gloriam als eine Schöpfung Gregors des Großen (593 oder 594) aufgedeckt und

das berichtigte Wort der Marquise von Pompadour: *Après nous le déluge* ins Jahr 1757 gesetzt. Unter den Bereicherungen erscheinen die „halkyonischen Tage“, die „Landesmutter“, der Spruch Carthles: Arbeiten und nicht verzweifeln! und verschiedene Nachlesen aus Goethe, Schiller, Reuter, Busch und andern. Zu Seite 39 vermissen ich einen Hinweis auf den „Nordischen Kolos“, den Gombert nach meinem Vorgang bis 1819 zurückverfolgt und als eine französische Prägung wahrscheinlich gemacht hat, zu Seite 305 wäre an das Zitat aus Scribes Operntext *Fra Diavolo* 1, 3 zu erinnern: Ach, welche Dual gewährt das Reissen!, zu Seite 411 kommt das bekannte Shakespearewort aus dem *Cortolan* 4, 1: *The beast with many heads* in Betracht. Schließlich verdiente Seite 190 der von Feldmann in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 9, 295 notierte Quellenbeleg aus Rousseaus *Contrat social* Berücksichtigung: *L'homme est né libre, et partout il est dans les fers.*

Der neue Bearbeiter hat mit der vorliegenden Auflage den Beruf zur Herausgabe des verdienstvollen Buches durchaus erwiesen, und es steht noch manche Probe seiner Belesenheit und Kritik zu erhoffen.

Otto Kadendorf

Ein Lehrbuch der Biologie. Der Professor der Botanik an der Universität Kiel, Dr. Johannes Reinke, hat (bei Eugen Salzer in Heilbromm, 1909) ein schönes, nur 178 Seiten starkes Buch herausgegeben, das allen gebildeten Laien, die sich über die viel umstrittne und viel gemißbrauchte Wissenschaft solide Belehrung verschaffen wollen, hochwillkommen sein muß: „Grundzüge der Biologie für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung.“ In edler, klarer, gemeinverständlich Sprache teilt es alles Wesentliche und viele interessante Einzelheiten mit und soll nach der Absicht des Verfassers „dem Lehrer Leitgedanken bieten für eine Erziehung der Schüler zu wissenschaftlicher Auffassung, zur Anschauungs- und Denkweise der Biologie“. Die Kapitelüberschriften lauten: 1. Einleitung. 2. Die Zelle. 3. Bau und Ernährung der höhern Pflanzen; Vergleich mit den Tieren. 4. Die Abhängigkeit des Lebens von der Sonne. 5. Die Erhaltung des Lebens durch Betriebsenergie. 6. Fortpflanzung und Vermehrung. 7. Entwicklung und Vererbung. 8. Reizbarkeit und Empfindung. 9. Die Anpassungen. 10. Die Mannigfaltigkeit der Organismen. 11. Der Körper der höhern Tiere. 12. Pilze und Bakterien als Krankheitserreger. 13. Aus der Geschichte der Organismen. 14. Der Mensch. 15. Die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie. — Im letzten Kapitel schreibt der Verfasser: „In der Deszendenztheorie verschlingen sich Wissen, Mutmaßung und Glaube auf das engste miteinander. Wir glauben an anders gestaltete Vorfahren der lebenden Tiere und Pflanzen, wie wir an Moleküle, an Atome und an Elektronen glauben. Die Erfahrung und das Experiment, denen beiden nur Bartetäten und Kreuzungen zugänglich sind, rufen die Phantasie des Naturforschers zu Hilfe, um Abstammungslinien zu erfinden, deren Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sich erörtern läßt, und die man durch verschiedenartige Argumente zu stützen sucht. Solche Argumente sind teils allgemeine, teils von besondrer Art. Das allgemeinste beruht lediglich auf einem Analogieschluß. Wie ein Wirbeltier oder ein Apfelbaum eine individuelle Entwicklung durchmacht, die, mit einer mikroskopischen Einzelzelle beginnend, zum fertigen Organismus vorschreitet, so waren auch die Vorfahren der lebenden Wirbeltiere, Blütenpflanzen usw. in einer ganz frühen Periode der Erdgeschichte einfache Zellen, die sich teils in stammesgeschichtlicher Entwicklung und im Laufe sehr langer Zeiten zu den uns bekannten hochorganisierten Tieren und Pflanzen fortgebildet haben, teils aber auf ihrer einzelligen Stufe stehn geblieben sind.“ Sollen durchaus, worauf die Monisten Gewicht zu legen scheinen, alle organischen Wesen verwandt — blutsverwandt kann man wohl bloß bei Tieren sagen — sein, so muß man sie von einer einzigen Urzelle abstammen lassen. Reinke meint nun, wenn nur eine einzige Urzelle irgend einmal an irgendeinem Punkte

der Erdoberfläche entstanden wäre, so würde dieses zarte und winzige Gebilde sehr wenig Aussicht gehabt haben, erhalten zu bleiben und durch Vermehrung Stamm-
mutter unzähliger Pflanzen und Tiere zu werden. Sind aber, was weit wahr-
scheinlicher ist, sobald die Bedingungen für die Entstehung von Zellen vorhanden
waren, deren Millionen und Milliarden über weite Räume hin entstanden, dann
konnte jede dieser Zellen den Ausgangspunkt einer besondern Abstammungslinie
bilden, und jede lebende oder ausgestorbene Tier- oder Pflanzenart wäre somit auf
eine besondere Urzelle (oder auf ganze Haufen gleichgearteter Urzellen) zurückzu-
führen. Nach Friedmanns Hypothese rührt die Ähnlichkeit der großen morpho-
logischen Gruppen (die also nicht Blutverwandtschaft beweist) wie der Insekten,
Fische, Vögel, Moose teils daher, daß in mehreren verschiedenen Urzellen die Anlage
zu ähnlichen Typen gegeben war, teils daher, daß äußere Umstände die Urtypen
veranlaßten, ähnliche Gestalten anzunehmen (wie denn der Aufenthalt im Wasser
zum Beispiel sogar große Säugetiere fischähnlich gestaltet hat). Nach dieser Hypothese
beruht also die Ähnlichkeit größtenteils auf konvergierender Entwicklung ursprünglich
verschiedner Typen, während der Darwinismus nur die divergierende Entwicklung
eines ursprünglichen Einen und Dasselbigen kennt. Der Schlußsatz lautet: „Durch
[die zulässige aber vorläufig nicht bewiesne, nicht einmal beweisbare] Annahme einer
Entwicklung des Menschen aus tierischen Vorfahren wird nichts an der Tatsache
geändert, daß der Mensch ein Lebewesen ist, das sich durch seinen Geist und seine
Kulturfähigkeit hoch über alle Tiere, auch über die menschenähnlichsten, erhebt.“

C. J.

Wa. Ostwald, Schule der Elektrizität. Gemeinverständliche Darstellung
der Elektrik und ihrer Anwendungen nach den modernen Anschauungen und Plau-
dereien über die neuen Strahlungen. Nach G. Claude, L'Electricité pour tout le
monde. (Leipzig, 1909, Verlag von Dr. Werner Klinckschield.)

Mit dieser Art von gemeinverständlicher Schriftstellerei kann ich mich beim
besten Willen nicht befreunden. Wenn der Bearbeiter seine Vorrede mit dem Satz
beginnt: „An Lehrbüchern der Elektrizität herrscht in Deutschland gewiß kein
Mangel“, so ist dem nicht nur beizupflichten, sondern man muß noch hinzufügen:
und zwar an ganz ausgezeichneten. Will man also mit einem neuen derartigen
Werk auf dem Plan erscheinen, so muß man schon etwas besonders Gutes zu bieten
haben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß die fesselnde, graziöse Art zu plaudern,
die einem gerade in der populär-wissenschaftlichen Literatur Frankreichs häufiger
begegnet, einen Deutschen zur Wiedergabe reizen kann. Wahrscheinlich hat auch
Claudes Originalwerk, das ich nicht kenne, diese eigne Note. Was ist nun in der
Ostwaldschen Bearbeitung daraus geworden? „Hoch lebe die selbsteinggerichtete elek-
trische Hausbeleuchtung!“ „Das ist mal Reklame, meine Herren Glühlampen-
fabrikanten. Versteh ich mich darauf?“ „Aha, denkt der Hochspannungsstrom in
der Leitung, da kann ich auch mit! Jawohl!“ „Man kann sich nicht wohl einen
Strom ohne Sinn vorstellen — das soll übrigens kein Witz sein.“ „Uff! —
sagen Sie? — Das wäre ein verfrühter Erleichterungsseufzer!“ „Eigentlich aber
im Grunde unseres Herzens, da drückt uns der Schuh ganz wo anders.“ „Sie
befinden sich aber auf einem Holzwege, und auf was für einem.“ „Was kann denn
nur diese Verrücktheit bedeuten?“ „Verflucht! Wo bleiben denn da die Geseze
von der Schwerkraft?!“ Und diese Blütenlese freiwilligen und unfreiwilligen Altes
könnte ich noch spaltenlang fortsetzen. Dazu kommt stellenweise ein ganz wunder-
liches Deutsch. „Man muß also zugeben, daß alles das von einem Durchströmen
des Drahtes durch einen elektrischen Strom herrührt.“ „Und seitdem ist der Fort-
schritt marschiert und mit Riesenschritten marschiert“ usw. usw.

Was mich jedoch am meisten stört, ist die uneinheitliche Behandlung des Ganzen.
Stellenweise glaubt man, der Verfasser, oder wohl richtiger der Bearbeiter, spricht

zu Kindern, die eben lesen gelernt haben. So findet man auf Seite 4 die Fußnoten:

*) Ein „Geschehnis“ wollen wir alles das nennen, was „geschieht“.

***) Analogie = Ähnlichkeit.

****) Elektrik = Lehre von der Elektrizität.

†) Experimentalwissenschaft = Wissenschaft, die viele Versuche („Experimente“) macht.

Faßt unmittelbar dahinter aber begegnen einem seitenlange Abhandlungen folgender Art: „Unser als einzig dargestellter Leiter müßte also einen Strom von der Stärke

$$J = i_1 + i_2 = \frac{e}{w_1} + \frac{e}{w_2} = e \left(\frac{1}{w_1} + \frac{1}{w_2} \right)$$

durchfließen lassen.

Rechnen wir dies nach bekannten Rechenregeln über das Addieren von Brüchen um, so erhalten wir

$$J = e \left(\frac{w_1 + w_2}{w_1 \times w_2} \right)$$

Was bedeutet das nun? Wenn wir es in der gewöhnlichen Form des Ohmschen Gesetzes schreiben:

$$J = \frac{e}{\frac{w_1 \times w_2}{w_1 + w_2}}$$

so besagt es ganz einfach, daß der gedachte Leiter, der unserm System von zwei Leitern entsprechen soll, einen Widerstand von $\frac{w_1 \times w_2}{w_1 + w_2}$ hat. Das ist der gesuchte reduzierte Widerstand, der also gleich dem Produkte der beiden Widerstände, dividiert durch ihre Summe ist.“

Daß ich auf alle diese Dinge so ausführlich hier eingehe, geschieht nur aus einem einzigen Grunde: der Verfasser trägt den Namen eines unsrer größten Gelehrten, und da er im Vorwort als seinen Wohnsitz Großbothen bei Leipzig an gibt, denselben Ort, an dem Wilhelm Ostwald wohnt, so gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich in ihm einen sehr nahen Angehörigen Wilhelm Ostwalds mutmaße. Nun — Namen verpflichten, denn ein großer Teil des Publikums — ich habe es gerade bei diesem Buche mit einigen meiner Bekannten erlebt — erfieht das Buch in dem Glauben, daß es von dem bekannten Naturwissenschaftler, der eine glänzende Feder führt, herrührt. Um so größer ist dann die Enttäuschung. Das hätte sich der Bearbeiter, der die Schreibweise Wilhelm Ostwalds doch sicher kennt, auch sagen und eine strengere Selbstkritik üben müssen. Daß es bei etnigem guten Willen geht, beweisen ein paar Kapitel, die gut in der Behandlung und Sprache sind und sich recht nett lesen. So ist es aber schade um die große Arbeit und um die hübsche Ausstattung, die der Verlag dem Buche angeedehen ließ. Heinz Bauer

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Da die Redaktion und der Verlag vom 1. Januar 1910 an nach Berlin übersteden, sind jetzt alle Zuschriften dorthin zu richten, und zwar nach Berlin S.W. 11, Bernburger Straße 22 a/23.

Die Schriftleitung

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 69. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Berlin SW. 11, im Dezember 1909

Der Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

G. HURRELMeyer
BUCHBINDEREI
PAPIERHANDLUNG
SCHILLERSTR. 21